

Lutz Müller SJ

P. Lutz Müller SJ ist seit 1983 Jesuit. Er studierte zunächst Philosophie, absolvierte ein Sozialpraktikum in Ostasien und begann danach sein Theologiestudium. Nach einem Aufbaustudium in Pastoralpsychologie war er bis 2001 als Studentenpfarrer tätig und bis 2010 zuständig für die Berufungspastoral der Jesuiten. Seit 2004 ist er Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Berufungspastoral der Orden (AGBO) und seit 2010 Leiter der Beratungsstelle „Offene Tür“ in Mannheim.



Lutz Müller SJ

Ein geglückter Kairos für die Berufungspastoral Wohngruppen für Interessenten

In der OK 3/2005 (S.303-307) hatte ich ein Experiment der Berufungspastoral SJ vorgestellt: „Berufungsklä rung durch Erfahrung“. Es ging um das Angebot für am Ordensleben im Allgemeinen und eventuell am Jesuitenorden im Besonderen interessierte Männer, die ihre Berufung klären wollten. Dazu gab es ein Konzept, das verschiedene Schwerpunkte setzte. Die Berufungspastoral SJ stellte Räume und Wohnungen zur Verfügung, in denen die Interessenten in einem komunitätsähnlichen Kontext leben und in denen sie unter Anleitung ein geistliches Leben aufbauen konnten. Das Zusammenleben beinhaltete Formen von Gemeinschaft, die über eine unverbindliche, studentische, überwiegend zweckorientierte Wohngemeinschaft hinausgingen. Parallel zum Studium nahmen die Interessenten am Programm der Berufungspastoral der Jesuiten (und anderer Orden) teil. Das Ziel war, eine geistliche Ausbil-

dung zu vermitteln. Der Vorteil dieser Lebensform war eine kontinuierliche Begleitung, die verbindlich, strukturiert, verlässlich, dauerhaft, gleichzeitig frei und bindend im Kontext von Jesuiten stattfand.

Die erste Form nahm dieses Projekt an in der Gestalt der Gruppe Manresa (2003–2011) für studierende Männer. Es gab eine Ergänzung in der Gruppe Montserrat (2005–2009) für Frauen – diese natürlich nicht mit der Option auf die SJ, sondern auf eine ignatianisch (oder anders) orientierte Frauengemeinschaft. Beide Gruppen lebten in Frankfurt am Main auf dem Campus der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen. Von 2007–2009 existierte zusätzlich die Gruppe Salamanca in München in Nachbarschaft zur Hochschule für Philosophie, Philosophische Fakultät SJ.

Die Namen dieser Gruppen sind eng mit der Biographie des Ignatius von Loyola

la, des Gründers des Jesuitenordens, verknüpft. In Manresa erlebte Ignatius eine tiefe Phase seiner Bekehrung, seine „Urkirche“, wie er später sagen würde. Obwohl er sich auf der Durchreise einer Wallfahrt wähnte, von seinem Heimat-schloss Loyola über Barcelona nach Jerusalem, erlebte er in Manresa eine solch tiefe Krise, dass er dort viel länger blieb, als er ursprünglich geplant hatte: Es wurde fast ein Jahr daraus. Im nahe gelegenen Kloster der Benediktiner von Montserrat fand er geistliche Begleitung und Halt. Diese Namen stehen also für Zeiten der Unterscheidung der Geister, der persönlichen Prüfung und des Gesprächs mit Gott über den weiteren Weg. In Salamanca vertiefte Ignatius von Loyola seine Studien in konfliktreicher Begegnung mit der offiziellen Kirche, insbesondere mit der Inquisition. Mit anderer Form und Zielrichtung wurde 2007 das Haus Loyola gegründet für berufstätige Männer. Diese Teilnehmer lebten – befristet auf ein Jahr – in unmittelbarer Anbindung an die Jesuitenkommunität in der Frankfurter Innenstadt bei der Pfarrei St. Ignatius. Hier standen weniger Zusammenhalt oder Dynamik der Gruppe im Vordergrund als vielmehr der Weg des Einzelnen in einer mehr unmittelbaren Phase der Entscheidung.

In allen Fällen dienten diese Programme der Abwägung von Ordens-, Priester- oder anderer geistlicher Berufung. Folgende Strukturen förderten diesen Prozess:

- Während des Semesters wöchentlich ein Gruppenabend
- Täglich persönliches Gebet
- Mehrfache Feier der Eucharistie in der Woche

- Geistliche Begleitung, meist bei einem Jesuiten
- Gemeinsamer Tag zu Beginn und Schluss des Semesters
- Teilnahme am Programm der Berufungspastoral SJ
- Mahlzeiten in der Kommunität SJ (gelegentlich)
- Monatliche Reflexion zum Leben in der Gruppe
- Kontakt zu den Armen
- Teilnahme an einer weiteren Geistlichen Ausbildung (im Priesterseminar, Mentorat für Bewerber für Pastoralreferenten oder Vergleichbarem)
- Begrenzung der Zeit in der WG (maximal zwei Jahre)

Die Annahme dieser Strukturen war Bedingung für die Aufnahme in die Gruppen.

Diese Angebote sind inzwischen alle beendet, da das Setting der Berufungspastoral SJ umstrukturiert wurde. Nach Abschluss dieser Initiativen gibt es nun die Möglichkeit eines kritischen Rückblicks auf die gesamte Entwicklung. Ich möchte beginnen mit einem Blick auf die Statistik, um die Zahlen zu benennen.

Zuerst werden die Wohnprojekte für die männlichen Interessenten berücksichtigt. 37 Männer nutzten die Wohngemeinschaften zur Klärung ihrer Berufung, davon in der Gruppe Manresa 23, in der Gruppe Salamanca 8, im Haus Loyola 8. Die addierten Zahlen ergeben mehr als 37, weil zwei Männer nach ihrer Zeit in Manresa noch in eine weitere Gruppe gingen.

Die Verweildauer war konzeptuell begrenzt auf zwei Jahre in den Gruppen Manresa und Salamanca, auf ein Jahr im Haus Loyola. Tatsächlich blieben insgesamt 13 Männer für volle zwei



Jahre; 12 Männer waren ein Jahr dabei (darunter fallen 7 Teilnehmer des Hauses Loyola), 9 Männer waren circa ein halbes Jahr in den Gruppen; die verbleibenden drei blieben 1,5 bzw. 3,0 bzw. 3,5 Jahre Mitglieder. Dies ergibt insgesamt eine durchschnittliche Verweildauer von 1,38 Jahren, also etwa 16 Monate.

Die Männer waren 32 Deutsche, vier Skandinavier, die vor allem mehrmonatige Sprachkurse in Deutsch machten, und ein anderer.

Die Ergebnisse der Berufungsklä rung fielen so aus:

- Ordenseintritte in die SJ: 9 (davon wieder ausgetreten: 2); von der SJ abgelehnt: 2;
- Eintritte in andere Orden: 2 (davon einer wieder ausgetreten);
- Eintritte in ein Priesterseminar: 4 (davon einer wieder ausgetreten);
- Bewusste Entscheidung gegen das Ordensleben: 4;
- Bewusste Entscheidung für Partnerschaft und Familie: 1;
- Meines Erachtens zu instabil für das Ordensleben: 11;
- Per Sommer 2011 erkennbar noch offen: 4.

Die Frage einer Bewertung dieser Ergebnisse ist komplex. Woran soll was gemessen werden? Wenn man die noch suchenden vier Männer mal offen lässt, dann haben sich 17 Männer (= 9 + 2 + 2 + 4) für eine Lebensform im unmittelbaren Sinne der Projekte entschieden, indem sie den Antrag auf Aufnahme in einen Orden bzw. ein Priesterseminar stellten. Das wären 17 von 33, also knapp die Hälfte. Diese Männer hatten für sich persönlich die Frage einer geistlichen Berufung im engeren Sinn positiv geklärt; auch wenn die SJ zwei

davon ablehnte. Aber genauso sind zu einer Entscheidung diejenigen gekommen, die gegen das Ordensleben (4) und für eine Partnerschaft (1) votierten. Ihre Berufung im Wesentlichen klären konnten somit 22 Männer. Genau das aber ist der zentrale Dienst, den eine Berufungspastoral leisten soll.

Die Frage, ob es sich denn für die Jesuiten „gelohnt“ hat, ist schwer zu beantworten. Denn „gelohnt“ hat sich jede Berufungsklä rung als solche, die zu einer deutlichen Entscheidung kommt. Bei all diesen Personen gab es ein konkretes Ergebnis.

In einem nächsten Schritt sollen die verschiedenen Dispositionen analysiert werden. Grundsätzlich galt, dass die Männer freiwillig kamen, hoch motiviert waren und hohe Ideale mitbrachten. Sie suchten eine Perspektive für ihr Leben, waren Gottsucher und hatten Erwartungen an Orden und Kirche. Sie waren bereit, sich auf die Unterscheidung der Geister einzulassen, um ihre Berufung zu prüfen und zu klären. Die Formen religiösen Lebens bedeuteten ihnen etwas.

15 Männer konnten ihre Berufung innerhalb des gewählten Zeitrahmens nicht klären. Darunter fallen die noch offenen vier und die 11, die ich als „zu instabil für das Ordensleben“ bezeichnete. Hier stellt sich mir selbst die Frage nach den Aufnahmekriterien für die Gruppen und nach der Konsequenz meines eigenen Verhaltens. 15 von 37 ist etwas unter der Hälfte. Folgende Anliegen stehen mir vor Augen:

- a) Alle Teilnehmer sollten täglich für 30 Minuten die ignatianische Schriftbetrachtung pflegen und das Gebet der liebenden Aufmerksamkeit für 15 Minuten. Erst sehr spät merkte ich,

dass es hier einer viel intensiveren Qualitätssicherung bedurft hätte. Als ich einigen Exerzitien im Alltag gegeben hatte, war dieser Punkt eine Selbstverständlichkeit – vorher nicht. Mangels Erfahrung in ignatianischer Haltung und Gewohnheit wurde dies zu einer Lücke bei sehr vielen. Leider gaben die Teilnehmer darüber nur sehr verschleiert und zögerlich Auskunft. Änderungen stellten sich erst ein, sobald ein Exerzitienkurs besucht worden war. Ich war zu optimistisch gewesen, was Konsistenz und Perseveranz im Gebetsleben anging.

- b) Auf große Schwierigkeiten traf die monatliche Reflexion zum Leben in der Gruppe. Diese so genannte Reflexionsrunde bestand aus vier Teilen:
1. Bestandsaufnahme: „Wie geht es mir momentan?“ (mit der Gruppe, dem Studium, dem Unterscheidungsweg, usw.) als Anhörkreis
 2. Reflexion: „Wie geht es mir mit jedem einzelnen Mitglied der Gruppe?“ Alle qualifizieren ihre Beziehung zu allen laut vor allen.
 3. Werkstattgespräch: „Worüber sollten wir sprechen, damit unser Zusammenleben besser wird?“
 4. Blitzlicht: „Wie geht es mir jetzt nach dieser Reflexionsrunde?“ als Anhörkreis zum Schluss.
- Diese Runden sollten wesentlich die Gruppendynamik vertiefen. Sie waren unter den Teilnehmern als „Psychorunde“ verschrien. Problematisch erschien den Interessenten, dass viele Jesuiten und ihre Kommunitäten nicht als so persönlich reflektiert erfahren werden. Dieser Teil erschien vielen Männern als überambitioniert. Meistens verweigerten sie sich der Konfliktaustragung.

- c) In einem ehrenamtlichen Engagement sollten Beziehungen zu Menschen geknüpft werden, die in Armut oder Marginalisierung lebten. Hier war an Behinderte, Arme, Immigranten und Isolierte gedacht. Das misslang fast immer und gelang nur sehr selten. Personale Defizite oder strukturelle Schwächen bei den Veranstaltern, Unterlassungen oder Desinteresse bei den Teilnehmern, fehlendes Verständnis für diesen vermeintlich wenig religiösen Punkt, Schwierig-

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

keiten in terminlichen und anderen Absprachen führten dazu, dass dieses Element weitgehend ausfiel. Es gelang mir nicht, neben dem Alltag der Studien, des Gruppenlebens, der Freundeskreise und der Berufungsklä rung die Begegnung mit Christus in den Armen als Erstadressaten des Evangeliums plausibel zu machen. Kaum ein Interessent konnte die Begegnung mit den Armen in seine Spiritualität integrieren. Was ich hier anders einschätzte als die Teilnehmer, war die Mehrbelastung, die durch das Engagement in der Gruppe neben das Studium trat. Ich hielt das für vertretbar. Zwar wusste ich um die Intensität, die erzeugt wurde, aber das war auch beabsichtigt. Einige Teilnehmer monierten jedoch den Zeitaufwand.

d) Die Geistliche Ausbildung im Mentorat existierte in Sankt Georgen als Plattform zum Glaubenteilen für Laientheologen. Anfangs unterstützte ich die Teilnahme der Interessenten sehr. Es ergaben sich einige sehr gute Erfahrungen von Gespräch und Austausch. Aber die Qualität der Treffen hing doch stark vom geistlichen Ausgangspunkt der Mehrheit der teilnehmenden Studierenden ab. Dabei stellte sich meist heraus, dass die Interessenten an ganz anderen Orten standen, so dass sie diese Gespräche eher nicht wertschätzten. Sie wurden als Wiederholung, gelegentlich als Rückschritt empfunden – wenn beispielsweise Sinn und Form von Kirche, die Notwendigkeit des Gebets, die Struktur der Messe oder dergleichen diskutiert wurden.

e) Das Altersspektrum erstreckte sich von 20 bis 38 Jahre. Somit waren erhebliche Unterschiede in der menschlichen und religiösen Entwicklung zu integrieren. Das gelang mal besser, mal schlechter. Es ist unklar, inwieweit es hier mehr psychologischer Unterstützung bedurft hätte.

f) Was ich völlig unterschätzt hatte, war die äußerliche Attraktivität des Gesamtkonzepts. Das Programm mit seiner religiösen Formation, die Unterbringung auf dem Campus, die Vernetzung mit den Jesuiten und der subventionierte Mietpreis machten es offensichtlich so erstrebenswert für einige, dass sie mir falsche Informationen lieferten. Mehrfach erfuhr ich von den „Buschtrommeln“, dass Teilnehmer sich längst gegen eine geistliche Berufung entschieden hatten, mir dies aber noch nicht kommuniziert hatten. Dadurch konnten

sie weiterhin dort wohnen bleiben. Ich hatte zu wenig damit gerechnet, dass man mich täuschen würde, um das Projekt fortsetzen zu können. Vermutlich war das nicht repräsentativ, aber es ist doch schmerzhaft, so hintergangen zu werden.

Die Ausweitung auf Interessentinnen stellte eine komplizierte Öffnung der Projekte dar. Von Oktober 2005 bis Juli 2009 gab es in Frankfurt ein ähnlich strukturiertes Projekt: die Gruppe Montserrat – die Parallelgruppe für Frauen, die auf der Suche nach einer geeigneten Gemeinschaft waren. Neben die Ausbildung in ignatianischer Spiritualität traten Studium oder Berufstätigkeit. Ich hatte an drei ignatianisch ausgerichtete Kongregationen Anfragen gerichtet, sich die Trägerschaft mit den Jesuiten zu teilen. Aber nachdem ich drei negative Bescheide erhalten hatte, startete ich ohne Beteiligung eines Frauenordens. Die Strukturen waren sehr ähnlich. Als relevanter Unterschied traten Tage der Orientierung und Besinnung mit einigen Ordensfrauen hinzu. Die Belegung und Nutzung durch interessierte Frauen war gering: Zwei Frauen lebten zwei Jahre mit, drei Frauen ein Jahr, zwei Frauen ein halbes Jahr, eine Frau ein Vierteljahr. Also 8 Frauen verteilt auf vier Jahre! Von diesen ist eine in einen Orden eingetreten, drei haben sich gegen das Ordensleben entschieden.

Es gab vergleichbare Projekte: Die Congregatio Jesu hatte das Haus St. Omer in München für Interessentinnen (2008–2011) eingerichtet in Anlehnung an die Gruppe Montserrat – mit insgesamt vier Bewohnerinnen, die 0,5 und 1,0 und 1,5 und 3,0 Jahre blieben. Zwei klärten ihre Ordensberufung negativ, zwei ließen die Frage offen.

Die Oberzeller Franziskanerinnen bei Würzburg setzten bei einem ähnlichen Projekt (2004-2009) andere Akzente. Der Konvent San Damiano betonte die Lebens- und Glaubensgemeinschaft bei zwei mitlebenden Frauen (für 2,5 bzw. 3 Jahre) im Sinne einer Berufungsklä- rung, die eine Art von verlängertem Kloster auf Zeit darstellte (vgl. OK 3/2005).

Alle Frauenprojekte dieser Art sind wieder geschlossen. Die Resonanz war verhalten. Innerhalb der Szene der Berufungspastoral in Deutschland gab es zwar Anfragen, wie sinnvoll es wäre, dass ein Mann eine solche Gruppe Montserrat anbot. Allerdings waren die Versuche in der Verantwortung der Frauengemeinschaften nicht „erfolgreicher“. Zumindest brachten sie keine höheren Teilnehmerinnenzahlen hervor. Möglicherweise lag es also nicht an der Leitung. Es hat vermutlich mit der Gesamtsituation der Frauenorden in Deutschland zu tun. Es scheint, dass hier das Pflaster der Berufungspastoral wesentlich schwieriger zu begehen ist. Wenn es ein Fazit gibt, dann ist folgendes festzuhalten. Den Erfolg dieser Experimente konnte niemand vorhersagen. Es war ein Risiko, als im Oktober 2003 die Gruppe Manresa mit zwei Teilnehmern startete, denn es lagen noch keine Erfahrungswerte in diesem Bereich vor. Die Mitgliederzahl stieg zeitweise auf sieben an. Die Mitgliederzahl der Gruppe Salamanca schwankte zwischen vier und sieben. Diese Erfahrung zeigt sich in der Berufungspastoral häufig: Wie groß die Nachfrage ist, weiß man erst, nachdem das Angebot auf dem Markt ist. Das Interesse bei den Männern war bis zum Schluss da. Es konnten dann keine weiteren Inter-

essenten mehr aufgenommen werden, weil der Standort der Berufungspastoral von Frankfurt nach München verlegt wurde. Eine Fernbegleitung aber ist nicht sinnvoll, der Beauftragte für die Berufungspastoral muss vor Ort leben; oder zumindest – wie es bei mir mit der Gruppe Salamanca in München der Fall war – regelmäßig und häufig präsent sein und einen weiteren Leiter oder Beauftragten am Ort haben. Die Gruppen wurden angenommen. Männer kamen zu mehr Klarheit und konnten sich entscheiden. Für die Teilnehmer war es eine prägende Zeit, in der sie sich die Gretchenfrage stellen konnten, wie sie es denn mit der Berufung zum Ordensleben halten wollten. Für mich war es eine lohnende Erkundung von Neuland mit intensivem Engagement: zeitlich, emotional, geistlich und finanziell. Sicher galt auch hier die schwer zu beantwortende Frage: Was wäre gewesen ohne diese Projekte? Wären genau so viele Eintritte gekommen? Abgesehen davon, dass dies die falsche Frage an eine Berufungspastoral ist – es geht weniger um Eintritte in meine Gemeinschaft, als vielmehr um den Dienst der Unterscheidung der Geister zur Berufsfrage. Die Konjunktur der Berufungspastoral in Deutschland zeigt, dass viele es für sinnvoller halten, hier zu investieren. Alle Teilnehmenden haben davon profitiert, weil sie sich in einem geistlichen Rahmen mit Gleichgesinnten ihrer Berufung stellen konnten. Deo gratias!

